

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Meier, Gerhard
Die Ballade vom Schneien

Mit einem Nachwort von Peter Weber

© Suhrkamp Verlag
Bibliothek Suhrkamp 1418
978-3-518-22418-2

SV

Band 1418 der Bibliothek Suhrkamp

Gerhard Meier
Die Ballade vom Schneien

Roman
Mit einem Nachwort
von Peter Weber

Suhrkamp Verlag

Das Nachwort wurde für die vorliegende Ausgabe geschrieben.

Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main

© Zytglogge Verlag Bern 1985

Für das Nachwort:

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2007

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim

Printed in Germany

Erste Auflage 2007

ISBN 978-3-518-22418-2

1 2 3 4 - 12 11 10 09 08 07

Die Ballade vom Schneien

*Die wahren Paradiese sind Paradiese,
die man verloren hat.*

Marcel Proust

»Als ich vor Jahren im *Kleinen Bund* auf Robert Walsers *Winter* stieß, war ich erschüttert – geradezu. Ich weiß nicht, ob es Herbst war oder Frühling. Winter jedenfalls nicht.

Wenn ich später dann in einem Bücherzimmer stand, griff ich ein Buch heraus, las zwei, drei Sätze, stellte es hin, tat dasselbe mit einem anderen Buch, mit einem dritten, vierten, fünften, langte nach einem von Robert Walser, eilte nach zwei, drei Sätzen zu meinen Leuten, um ihnen diese vorzutragen – voller Überschwang.

Wo mag Robert Walser gestanden haben, wenn er die Welt abbildete? Etwas daneben, vermutlich. Leicht erhöht. An einem Abgrund gar. Wobei über seiner Welt jener Nebel gelegen haben muß, der beim Hervortreten der Sonne vergeht, zerfließt, das Licht durchläßt und allem, was man durch ihn sieht, zauberhafte Formen und Umrisse gibt und in dem überall der Widerschein des Morgenlichts aufblitzt, hier auf dem Wasser, da im Tau, dort auf den Bajonetten der Truppen, und der dahinzieht, so daß sich alles zu bewegen scheint«, sagte Baur, als hätte er Borodino vor Augen gehabt, am Morgen der Schlacht.

»Von Robert Walser sind mir auch *Brentano I* und *Brentano II* vertraut, *Kleist in Thun*, *Watteau*, *Jakob von Gunten* und der *Räuber-Roman*. *Der Gehülfe* ist meinem Leben zu nahe. Im Kreis der *Geschwister Tanner* war ich nicht genehm.

Jakob von Gunten«, und hier griff Baur nach dem Buch auf dem Nachttisch, »*Jakob von Gunten* las ich in einem Zuge, was schwere Träume absetzte, über drei Nächte hin. Und wenn ich an ihn zurückdachte, begann es zu schneien, nicht etwa in Schleiern, die sich über Landstriche legen (aus einer Schräglage heraus) und auf dem Trottoir, vor dem Haus mit der Sandsteinaffiche *Dabeim*, in Staub zerfallen, woraus der Wind Voluten gestaltet, Gardinen aus dem Fin de siècle – sondern in großen Flocken, Kohlweißlingen gleich, die herunterzuschweben geruhen, um ihre toten Genossen zu beschnuppern. Nachdem ich *Krieg und Frieden*, den *Nachsommer* und *Mrs. Dalloway* hinter mir hatte, wandte ich mich erneut *Jakob von Gunten* zu. Diesmal stellte sich kein Schneefall ein. Dafür fand ich mich dann auf dem Weg in die Wüste vor, zusammen mit Herrn Benjamenta eben«, sagte Baur, schlug das Buch auf, suchte, fuhr fort, »um zu sehen, ›ob es sich in der Wüste nicht auch leben, atmen, sein, aufrichtig Gutes wollen und tun und nachts schlafen und träumen‹ ließe; mit dem Hintergedanken freilich, auf dem Heimweg, im *Turm* zu Langenthal, am gleichen Tisch womöglich, noch einmal *Winter* zu lesen, Robert Walsers Ballade vom Schneien.«

Baur legte das Buch zurück, schaute auf Caspar David Friedrichs *Eiche im Schnee*, griff nach dem Knauf, worauf sich das Kopfende der Matratze senkte, plazierte die Hände unter den Kopf, schloß die Augen, ermüdet vermutlich, hatte er doch während längerer Zeit schon geredet, eben, daß Robert Walser über blühende Matten

und durch Schneegestöber getaumelt sei, auch durch jenes in der Friedrichstraße zu Berlin. Und daß er einmal mit Frieda Mermet am Murtensee geweilt habe, wo er sich zu Pöbeleien habe hinreißen lassen, so daß er die einzigen Ferien mit Frieda Mermet habe abbrechen müssen, worauf er wiederum über blühende Matten getaumelt sei, auch durch Schneegestöber, um dann im Schnee den Herztod zu erleiden, wonach man ihn aufgefunden habe, auf dem Rücken liegend, mit erstarrtem Blick in den Himmel, ohne daß er wahrscheinlich jemals noch einmal jenen über dem Murtensee gesehen, der etwas Russisches an sich habe, zumindest im Sommer, wenn zwei, drei Wölkchen an ihm dahintrieben, wobei sich dieses Russische natürlich auch auf den See und dessen Gestade übertrage, ja sogar auf die Leute; und daß, wenn man am Dampfersteg zu Môtier das Schiff erwarte, die Frauen am Steg und auch die auf dem Dampfer dann lauter russische Lisas (Bours Cousine) seien, also Frauen, angetan mit weißen Gewändern, weißen Handschuhen mit langen Stulpen, Strohhüten mit künstlichen Kirschen, Augen mit Seerosen darauf; und wo's einem dann, wenn man über den See fahre, zumute sei, als gleite man durch einen Roman, einen tolstoischen, natürlich. Und er, Baur, habe vergangenen Sommer einmal in der unteren Stube gesessen, während die Sonne Muster der Gardinen auf die Wände projiziert habe, Muster aus dem Fin de siècle, denn er habe sich Vorhänge gewünscht, die solche Muster aufweisen, Vorhänge, wie sie schon seine Mutter gehabt habe, weiße eben, mit Vo-

luten darauf, Blumen, Bordüren, die aber bis auf den Boden hinunter und ungefähr fünfzehn Zentimeter vom Fenster entfernt gegangen hätten, was der Stube etwas Lichtes, Duftiges gegeben habe, und so habe sich die Welt von draußen in diesem Zwischenraum sammeln können, um dann durch die Muster letztlich etwas gedämpfter einzudringen, in eine Stube, wo das Fin de siècle, auch wenn es längst vorüber, eben noch zu Hause gewesen sei, – da sei er also gesessen und habe zwischendurch in einen Strauß geschaut, der aus gelben Margeriten bestanden habe, aus jenen, die jeweils im September auch vor der Westfassade des Hauses des ehemaligen Kavallerie-Majors gestanden hätten und von denen er heute noch nicht wisse, wie sie eigentlich hießen, in diesen Margeritenstrauß also habe er dann und wann geschaut und dabei erlebt, wie aus den Stengeln und Blüten heraus die Lisa, die Mina, die Ida erstanden seien, samt einem Sommertag darum herum, mit den Kohlweißlingen über den Steckzwiebeln und Bläulingen auf der Luzerne. Und er habe sich dann heimflanieren gesehen nach einem Besuch bei seinen drei Cousinen, und zwar auf dem Fußweg über dem Bord, am Bauernhaus mit den Pappeln vorüber, von denen übrigens heute noch einige stünden, und er habe dann wiederum das Gedränge im Gedärme verspürt, das ihn damals genötigt habe, an der Südmauer des Gartens einer Liegenschaft, die von seinem nachmaligen Sekundarlehrer und dessen Familie bewohnt gewesen sei, seine Notdurft zu verrichten. Als dann später die Frau des Sekundarlehr-

ners mit seiner Mutter darüber geredet habe, wie schändlich die Zeiten bereits seien, habe sie doch kürzlich an der Südmauer ihres Gartens Menschenkot angetroffen, habe er, Baur, sich davongestohlen.

Übrigens sei das Bauernhaus des ehemaligen Kavallerie-Majors verschwunden. Eines Tages, als er durchs Dorf geschlendert sei, habe er feststellen müssen, daß ein großer Teil der Dachziegel abgetragen und unter den Bäumen an der Mauer, gegenüber dem alten Schulhaus, deponiert gewesen sei. Und es habe der erste Schnee auf dem Land gelegen und natürlich auch auf diesem Gebäude, und zwar habe es sich um nassen Schnee gehandelt, was der angeschlagenen Liegenschaft in der Dämmerung das Aussehen eines Winterbildes von Caspar David Friedrich gegeben habe, so daß es einen bis in die Knochen hinein gefroren habe. Und eines Abends habe er dann auch hinnehmen müssen, daß das Tapiès-Bild, die Westfassade eben, geschleift gewesen sei.

Auch hätten Katharina und er im verflrossenen Sommer doch einmal die Gräber der Lisa, der Mina und Ida aufsuchen wollen, möglichst an einem Tag, wo die Kohlweißlinge zu tanzen liebten, was sie beide aber verpaßt hätten. Die Ida, er habe ja davon erzählt, habe den Mann mit der Staublunge gehabt, den er habe hinuntertragen helfen, im Sarg natürlich, wobei ihn einer hinten habe stützen müssen, auf daß man nicht zusammen mit dem Toten die steile Treppe hinuntergefallen sei, während in die Szenerie das Plätschern des Bächleins, das sich in den Feuerweiher ergossen habe, herüberge-

tönt, das heiÙe, die Stummheit durchbrochen habe. Jetzt sei der Feuerweiher ausbetoniert und mit einem Maschendraht umgeben. Man halte Forellen darin. Und um den Feuerweiher herum gebe es statt der Apfelgärten Wohnquartiere.

Und er glaube, daÙ Walser eben einige seiner Texte in den Wind geschrieben habe, was übrigens auch auf ihn, Baur, zutrefe. Einiges habe Walser natürlich zu Papier gebracht, zum Teil auch in Form von Mikrogrammen, wovon er Hunderte der Nachwelt zur Entzifferung hinterlassen habe. Und darum sei es traurig, daÙ der Wind so verkleckst werde, schrieben doch viele ihre Memoiren hinein. Und darum bewege es einen auch dermaßen, wenn er einem über die Wangen streiche, durchs Haar, weil da gleichzeitig auch so etwas wie Leben mitkomme, in den Wind geschriebenes. Er glaube auch, daÙ zum Beispiel Schafe oder Hirsche oder Hunde Litaneien dem Wind überließen. So gelte es, mit der Luft ordentlich umzugehn. Zudem gelange die Luft in die Bäume unserer Bronchien und von dort in die Bäume unseres Gehirns, denn die Gehirnzellen stellten so etwas wie Bäume dar und seien milliardenweise vorhanden, so daÙ man geradezu von Gehirnwäldern reden könne.

An Stelle der Liegenschaft des ehemaligen Kavalleriemajors solle ein Gemeindebau, ein Mehrzweckgebäude, zu stehen kommen, ein Werkhof mit Saalbau. Und dieser Bau solle aus Beton erstellt werden, vor allem die Außenmauern. Das Dach aber werde einen dörflichen Charakter erhalten. Es werde ein steiles Krüppelwalm-

dach geben. Daneben stehe ja noch der alte Laden, wo die Johanna ihre Lehre gemacht habe und über einige Jahre als Verkäuferin tätig gewesen sei. Jetzt befinde sich eine Velo- und Motorradhandlung mit Werkstätte dort, was zur Folge habe, daß immer einige Fahrzeuge, auch havarierte, herumstünden. Im alten Schulhaus seien provisorische Büros und eine Brockenstube untergebracht.

Baur zog die rechte Hand unter dem Kopf hervor, schloß aber weiter.

Ich betrachtete Caspar David Friedrichs *Eiche im Schnee* mit dem Tümpel davor und bekam jene Steingrube vor Augen, wo wir im Aktivdienst Einzelausbildung zu betreiben hatten. Diese Grube war umstanden von Eichen. Auch der Leutnant stellte sich ein, einige Kameraden. Es roch nach Lederzeug.

Baur erwachte, schaute sich um, streifte dabei Friedrichs Eiche am Tümpel, deren Zweige leicht bedeckt waren von Schnee.

Ich dachte mir, daß es Baur eigentlich erstaunlich gut gehe, was vielleicht nicht unbedingt ein gutes Omen sei.

»Bindschädler, diesen September bin ich dem Mann wieder begegnet, der mit dabei gewesen war, als am Karneval der Tresor des Pfauen geknackt wurde. Er ist jetzt ein Greis, der sich aber die indianische Gangart bewahrt hat. Mit zwei ehemaligen Turnerkollegen stand er vor dem Restaurant, wo wir für gewöhnlich das Leichenmahl einzunehmen pflegten, nach der Beerdigung eines

Klassenkameraden. Ich bin ihm dann noch einmal begegnet, beim Hirschen, wo seinerzeit Lehrer Scherler im Saal über der Metzgerei mit dem gemischten Chor Verdis *Chor der Gefangenen* geübt, während ich auf dem Trottoir in den verblühenden Himmel geschaut hatte, dann auf den Dirigenten und die aufgeschnittenen Schweine im Schaufenster«, sagte Baur. Er lächelte, schloß für Momente die Augen, strich mit der linken Hand über die Decke, griff mit der rechten nach dem Knauf, wonach sich das Kopfende der Matratze etwas an hob, blickte auf die Eiche an der Wand, deren Äste, wie gesagt, mit Schnee bedeckt waren und zu deren Füßen ein Tümpel lag, wobei diese Reproduktion über dem riesigen Strauß von Winterastern hing, was einen an Baur drei Schwestern gemahnte, die mit Winterastern dahergekommen seien, als die Kirschbäume Fackeln simuliert hätten, Fackeln, um deren Hüllen gelegentlich Krähen herumgeschwirrt seien.

»Es gibt also Föhntage im September, Bindschädler, wo sich Männer aus Amrain treffen, um beim Jassen zum Beispiel Zwetschgenbäume halluziniert zu bekommen, Eisflächen mit Maßliebchen darunter, Indianer- oder Zigeunertänze, aufgeführt von Turnern aus Inkwil, wo ich übrigens einmal gewesen und noch auf zwei, drei, vier alte Liegenschaften gestoßen bin, Heimstätten ehemaliger Tänzer, die nun auf dem Friedhof zu Herzogenbuchsee liegen, denn Inkwil hat freilich einen See (einen halben zumindest), aber keinen Friedhof. Einmal bin ich im Winter von Solothurn nach Herzogenbuch-

see und im Sommer von dort nach Solothurn gefahren, um mir vom Zug aus den See anzuschauen, an dem die Tänzer gewohnt hatten, die eben jeweils am Karnevals-sonntag in Amrain aufzutreten geruhten, unter dem numerischen Singsang des langen Oberturners.

Bindschädler, der Inkwilersee weist Seerosen auf, sogar Schilf und dem Ufer entlang vereinzelt Eichen. Und wenn man südlich davor steht, hat man dahinter den Jura vor Augen, in der Ferne natürlich, und eine oder zwei jener Heimstätten«, sagte Baur.

Über Amrain stand der Mond rot und rund, wobei er gleichsam den Dächern der letzten Häuser aufsaß. Der südliche Himmel war blank, wies einige Sterne auf, während über Amrain Wolken hinzogen, die Schnee ahnen ließen, denn es war November. Ich dachte an unseren Rundgang in Olten, wo Baur zu Beginn gesagt hatte, mit drei, vier, fünf Jahren zehre man von den Bildern, die man mitbekommen habe als Mitgift fürs Leben. Mit drei-, vier-, fünfundsechzig Jahren gehe man einem Fluß entlang, deklariere diesen als einen nordamerikanischen, empfinde dessen Grau-, Orange-, Gelbtöne als indianische Töne, halluziniere ein Kanu darauf, mit dem letzten Mohikaner darin, gekrönt mit zwei, drei bunten Federn.

Ich ging auf dem Balkon hin und her, bekam dabei die Aare von damals vor Augen, mit drei, vier Möwen darüber, die flußabwärts flogen, ungefähr in Eichenhöhe,

absetzen, sich treiben ließen, sich bemügend, die Blickrichtung flußabwärts beizubehalten; und erinnerte mich, wie Baur stehen blieb, die linke Ferse abhob, aufsetzte, abhob und so weiter, mit einer Miene, die auf angespannte Sinne schließen ließ. Waggons prallten aufeinander. Auf dem Fluß trieben immer noch die Möwen. Ein Windstoß brachte Abgase heran.

Ich schaute ins Krankenzimmer, nach Baur, der zu schlafen schien. Er war abgemagert, und seine Gesichtshaut glich jenen Winterastern, die sozusagen aus Porzellan beschaffen sind, einzig der Rosaton fehlte.

Mit Blick auf das ehemalige Leichenhaus sagte ich mir, daß dort Baur's Vater und Mutter gelegen haben mußten und daß darunter zu jener Zeit Schweine untergebracht gewesen seien, die dann zufälligerweise geschrien hätten, wenn man die Toten besucht, ihnen eine Nelke, ein paar Vergißmeinnicht oder eine Winteraster gebracht habe. Auch kam mir in den Sinn, daß Baur gesagt hatte, von diesem Spital aus habe man einen seiner Cousins, der mit zwanzig unter die Landstörzer gegangen sei, in einem Umzug zum Friedhof hinbegleitet. Und es sei ein wunderschöner Nachsommertag gewesen, ein Wetter, wie's gewöhnlich nur Landstörzer hätten bei ihrer Beerdigung. Er, Baur, habe das schon einige Male beobachten können, eben, daß Landstreicher, auch verkappte, immer schönes Wetter gehabt hätten bei ihrer Beisetzung. Und Schmetterlinge seien herumgeflattert, als der Sarg vor dem Spital gestanden und der Pfarrer das Gebet gesprochen habe. Und sein Cousin sei dann

auf dem Friedhof neben den Organisten zu liegen gekommen, der seinerzeit einem Herzinfarkt erlegen sei und den man bei einem Schneetreiben beerdigt habe. Beim Warten vor dem Trauerhaus habe ein Prediger laut herausgelacht, und zwar aus einem sehr entwickelten Gebiß hervor. Dabei habe es heftig geschneit. Heute befinde sich auf dem Grab des ehemaligen Organisten auch die Urne seiner Frau. Diese zwei Leute seien ihnen, Katharina und ihm, sehr lieb gewesen. Eine der Töchter lebe übrigens im Amerika. Und Katharina und er hätten eigentlich damit geliebäugelt, einmal nach Amerika zu fliegen und bei der Organistentochter abzusteigen und von dort aus dann das *gelobte* Land zu durchstreifen, um doch noch die Füße auf indianische Erde gesetzt zu haben. Er habe ja immer geträumt davon, zur Herbstzeit in Vermont wandern zu können, dort, wo es diese Birken- und Ahornwälder gebe, die im Herbst eine Färbung annähmen, wie man sie bei uns nicht für möglich halte, wobei diese Verfärbung ungewöhnlich lang andauere. Dort hätte er gerne gewandert, gegen den Wind (angereichert mit Litaneien der Indianer), und hätte sich gerne Büffelherden vorgestellt, die weidend oder galoppierend über die Prärie gezogen seien. Dabei hätte er sich auf den Spuren des letzten Mohikaners zu wähen versucht, wobei Katharina als die *Weißerose* (Sealsfield) zu fungieren gehabt hätte. Und auf einem der verlassenen Bahnhöfe wäre er bestimmt auf den Gangster gestoßen, auf dessen stoppelbärtigem Gesicht eine Schmeißfliege gesessen, über welche der Gangster die Mündung

des Revolvers gestülpt hätte, um dann, den Zeigefinger auf dem Rohr, dem Gesang der Schmeißfliege zu horchen, während der Wind das *Lied vom Tod* über die Prärie getragen hätte. Sicherlich wäre er bei Sonnenuntergang auf einem Hügel stehen geblieben, Blickrichtung Westen, und wäre sich als Häuptling Seattle vorgekommen, die Ahnen anrufend in den ewigen Jagdgründen, wobei der Federschmuck geflattert hätte. Auf einem anderen Hügel hätte er, Baur, vermutlich seines Bruders gedacht, des Philipp, der ein Jahrhundert zu spät zur Welt gekommen sei und dessen Leben sich eigentlich im Wilden Westen hätte abspielen müssen. Vermutlich hätte er die Handharmonika mitgetragen, als Trapper, um abends am Lagerfeuer ein Lied zu intonieren, ein helvetisches, während am Himmel die Schäfchenwolken dahingezogen wären, dem Pazifik zu. Auch hätte er bestimmt daran gedacht, wie Philipp, der Boxer, im ausrangierten Pferdestall den Sandsack bearbeitet, wobei er, Baur, sich immer wieder gewundert habe, daß Philipps Hand-, Ellenbogen- und Achselgelenke das überhaupt ausstehen vermocht hatten. Die Nägel, an denen der Sandsack gehangen habe, steckten übrigens heute noch. Und er hätte darauf gehofft, da und dort noch Sonnenblumen anzutreffen, denn er habe gelesen, daß die Pioniere, um den Nachfolgern den Weg zu weisen, auf ihrer Route jeweils Sonnenblumenkerne gesteckt hätten, so daß die Wege in den Wilden Westen sozusagen Sonnenblumenpfade gewesen seien.

Die Frau des Organisten sei einige Male bei ihrer Toch-

ter in Amerika gewesen und habe ihm von dort sogar einmal eine ganze Anzahl Ahornblätter mitgebracht, herbstliche natürlich und aus Vermont. Irgendwo müßten diese Blätter sicherlich noch sein. Er habe vorgehabt, sie auf Papier zu plazieren und hinter Glas zu bringen, um sie an der Wand aufzuhängen, als Andenken an den großen Herbst von Vermont. So habe er immerhin einige Blätter aus Vermont, geschenkt von der Frau des Organisten, die jetzt ihrerseits plaziert sei neben dem Grab seines Cousins, der mit zwanzig unter die Landstörzer gegangen und im Alter als solcher auf der Straße umgekommen sei, vis-à-vis eines Schuppens, wo eine Dreschmaschine, die aber von Pferden habe gezogen werden müssen, untergebracht gewesen sei. Diesen Schuppen gebe es heute noch, Gott sei Dank, bloß wüßten wahrscheinlich nur noch wenige Leute, daß dort einmal eine stolze, schwarze Dampfmaschine dringestanden habe, die im Herbst das Getreide von Amrain gedroschen, das im Frühling in *zartem* Grün die Felder bestanden habe, um dann im Hochsommer zu walten wie der Pazifik zum Abend hin.

Sie befinde sich nun also auf dem Grab ihres Gatten, des Lehrers und Organisten, jene Frau, die ihm die Ahornblätter heimgebracht habe aus Vermont. Und das Grab dieser beiden liege übrigens in der Nähe vom ehemaligen Grab des Kavallerie-Majors und seiner Frau, welches einen Stein aufgewiesen habe mit einem Engel darauf, der eine Lilie in Händen, dafür aber keine Flügel gehabt habe, wenn er sich recht erinnere. Auf dem Stein

von Lindas Mutter sei nämlich auch ein Engel gewesen. Einer jedenfalls habe Flügel gehabt und in der linken Hand eine Rose.

Und so habe er, wenn Katharina und er das Grab des Organisten und seiner Frau aufgesucht hätten, auch gleich das Grab seines Cousins mit dabei gehabt, was ihm dann immer wieder das Leben des letzten Landstörzers ihres Landstrichs in Erinnerung gerufen habe, natürlich bruchstückhaft, denn diese Leben, wenn sie resümiert würden, seien für gewöhnlich so dürftig, so ohne Anhaltspunkte, so ohne Materialität, was ihm, Baur, stets beweise, daß unser Leben doch weitgehend eine Sache der Spiritualität sei. Aber das wisse er noch, wie dieser sein Cousin von Zeit zu Zeit aufgetaucht sei in Amrain, an Föhntagen vor allem, und wie er einmal im Schneematsch gelegen habe vor dem Haus des Notars, und wie er ein andermal eine Kirschblütenknospe abgebrochen und gegessen, und wie ein gewisser Respekt es ihm, Baur, verunmöglicht habe, sich ihm anzubiedern.

Übrigens sei dann auch sein letzter Cousin dahingegangen. Der zweitletzte sei ja Schmied gewesen und habe auf dem Gesicht die Verzerrungen beibehalten, die aufzutreten beliebten beim Biegen des Eisens, wobei er, Baur, sich erinnere, wie Schmiede, Arbeiter schlechthin, den Intellektuellen gegenüber meistens nur Hohn übrig hätten, und zwar nicht unbedingt verbalisierten; und wie er am Abend nach der Beerdigung hingegangen sei, um von weitem nach dem Gehöft auszuschaun, wo der